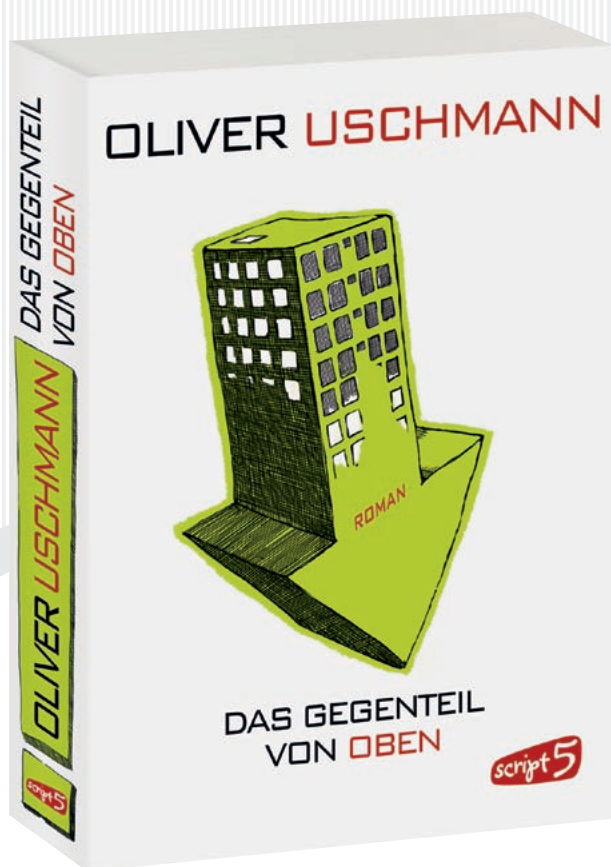


Oliver Uschmann

Das Gegenteil von oben



Taschenbuch, 336 Seiten
12,5 x 19,0 cm, September 2011
8,95 EUR [D] 9,20 EUR [A], 14,50 CHF
ISBN 978-3-8390-0132-5

www.script5.de

www.facebook.com/script5

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Vorbereitungen sind alles.

Überall, wo es drauf ankommt, bereiten die Leute sich so sorgfältig vor, dass es Stunden dauern kann, es sich am Ende allerdings rechnet. Wie steht man im Falle des Falles da im Himalaya ohne zusätzliche Sauerstoffflasche und mit zu wenig Ersatzseil? Was macht ein Arzt, wenn er mitten in der Operation bemerkt, dass ein wichtiges Besteckteil fehlt? Was hätte ich getan in der letzten Bio-Klausur ohne meinen Spickzettel unter dem Boden der Klobürste in der linken Kabine?

217

Vorbereitungen sind kein unnötiger Aufwand, sie entlasten einen davon, bei dem Ereignis selber immer noch an sie denken zu müssen. Wo alles bereit ist, ist der Kopf frei für das Erlebnis selbst.

So wie heute.

Lara und ich auf dem Dach.

Um 19 Uhr.

Ich habe mich vorbereitet nach dem demütigenden Besuch im Drogeriemarkt. Habe im Schwimmbad aus Decken, Handtüchern, Kissen und Isomatten ein weiches Lager neben den Liegen gebaut. Habe einen Karton mit Kerzen in Gläsern bereitgestellt, die ich nachher noch schnell um den Pool herum verteilen und anzünden werde. Habe einen Picknickkorb gepackt, der unter meinem Bett bereitsteht. Habe die Kondome unter einem der großen Badetücher des weichen Lagers versteckt. Habe einen Gettoblaster aufgestellt, in dem die CD bereits auf Pause spielbereit eingelegt ist. Und was das Wichtigste ist: Ich habe Ingo gebeten, mich um 18 Uhr 35 auf dem Handy anzurufen.

»Schatz, halt dich schon mal bereit, wir essen um sieben«, ruft meine Mutter um 18 Uhr 30, während ich in Holland auf dem *Hell's Highway* herumrobbe. Sie ruft das, seit ich denken kann, und gegessen wird immer um sieben. Was soll's? Die Nachrichten

kommen doch auch jeden Tag und berichten im Prinzip immer das Gleiche.

Ich schalte die Konsole aus, schlendere schon mal betont entspannt zur Küche, stelle mich in die Tür und sage: »Nächste Woche geht die Schule wieder los.«

218 | Meine Mutter dreht sich vom Herd um und sagt: »Ich weiß.« Sie lächelt. Sie mag es, wenn Menschen das Offensichtliche sagen, um Konversation zu machen.

Ich lehne mich mit der Schulter an den Türrahmen und stoße mich immer wieder davon ab, wie ein Tender. Ich trage absichtlich noch meine Hausklamotten, denn trüge ich jetzt schon meine guten Sachen für die Verabredung, wäre es auffällig, wenn ich gleich »zufällig« angerufen werde. Die Badehose habe ich bereits an, aber darüber hängen an mir eine seitlich geknöpfte Jogginghose von kik, eine Kapuzensweatshirtjacke mit Reißverschluss in der Mitte und darunter ein verwaschenes T-Shirt von Metallica, das mit der Justitia-Statue, die die Augen verbunden hat. Ich habe das Album nie viel gehört, aber »... And Justice for All« erschien mir ein gutes Shirt beim Händler auf dem Trödel, denn echte Justiz gibt es ja nur so, wie man sie als Held auf der Playstation praktiziert, und das ist im echten Leben verboten, es sei denn, man hat einen Ausweis von der Bundeswehr.

Meine Mutter mag dieses Shirt nicht und sie hasst diese Jogginghose. Sie hasst sie mit einer Leidenschaft, die sich mir verschließt. Aber es stimmt schon: Ich sehe aus wie einer, der auf der Kirmes die Chips einsammelt.

Mutter rührt, stellt Teller auf Sets, legt Besteck daneben, kontrolliert etwas im Ofen. Alles für uns zwei, denn Uroma Mette ist wieder nach Hause, ihre Neujahrsaufwärmstage bei uns sind vorüber. Es tut mir leid, dass meine Mutter sich die Mühe heute umsonst macht. Sie bemerkt, dass eine der Gabeln nicht zum selben Besteck wie die andere gehört, zieht die Schublade auf und tauscht

sie aus. Sie räumt feuchte Küchentücher und letzte Schnipsel von Zwiebelschalen weg, während sie mit der anderen Hand Töpfe vorspült, die sie beim Zubereiten verwenden musste. Sie schafft es, am Ende des gesamten Kochvorgangs bereits wieder eine saubere Arbeitsplatte zu haben. So, als würde ein Kfz-Mechaniker in dem Moment, wo er die letzte Schraube wieder anbringt, auch schon seine komplette Werkstatt besenrein aufgeräumt haben.

Sie sagt: »Kannst du dir nicht was anderes anziehen?«

Mein Telefon klingelt. Ich tue so, als sei ich überrascht, und gehe ran: »Ja, bitte? Was? O nein, das tut mir leid. Das ist heute? Ja. Nein. Nein, ich kann nicht vorbeikommen, wir ... Einen Moment.« Ich sehe meine Mutter an und versuche, bleich zu werden. »Mutter, ich habe einen Geburtstag vergessen.«

»Was?«

»Einen Geburtstag. Henning wird sechzehn. Ich bin eingeladen. Ich habe nicht mal ein Geschenk. O Gott, o Gott.«

Ich erwarte, dass sie nun zu mir sagt: »Kein Problem, besorge dein Geschenk und geh zu der Party, ich friere das ein und wir essen es morgen.« Sie legt schließlich wert auf Rituale. Aber anscheinend nur auf ihre eigenen, denn sie sagt: »Tja, wenn du meinst, du musst gehen.« Dabei verdreht sie die Augen und wendet sich wieder ihrem Topf zu, um scheinbar gedankenverloren darin herumzurühren. Das bedeutet nicht, dass ich gehen kann, wenn ich will. Das bedeutet, dass sie tödlich verletzt ist, wenn ich jetzt gehe. Ich bin fünfzehn, mir sollte das egal sein. Ist es aber nicht.

Ich bleibe in der Küchentür stehen. Ich hebe wieder den Hörer ans Ohr. Ich sage: »Tut mir leid, Mann, es geht heute nicht. Ich hätte das früher einplanen müssen.« Meine Mutter dreht sich ruckartig vom Topf herum und formt lautlos Worte mit dem Mund. Ich sage: »Ja, okay. Kann man nichts machen. Dann tschüss!« Ich lege auf.

Meine Mutter sagt: »Dennis! Was sollte das denn jetzt?«

»Du hast doch gesagt, dass ich bleiben soll.«

»Der Junge wird sechzehn und du bist eingeladen! Da kann man doch nicht einfach absagen.«

Ich verstehe die Frauen nicht.

»Du hast ...«

»Ich habe gesagt, geh, wenn du meinst.«

»Ja, aber *wie* denn, Mutter? Du hast es so gesagt, als steche ich dir ein Messer in den Rücken.«

»Ja, soll ich denn etwa begeistert sein? Weißt du, was das hier ist? Lachs in Champignonkruste. Fisch und Pilze kann man nicht mehr aufwärmen, wenn man sie einmal gemacht hat. Das ganze Gericht kann man nur jetzt essen oder gar nicht mehr. Wofür mache ich mir denn die ganze Mühe?«

Das macht mich schon wieder wütend. ›Weißt du, was das hier ist? Lachs in Champignonkruste.« Ich habe sie nie um Champignonkruste gebeten. Wenn es mir schlecht geht, tröstet sie mich mit Hähnchen und Pommes aus der Bude von unten. Läuft aus ihrer Sicht alles normal, bereitet sie jeden Tag ein Essen zu, das andere nur an Feiertagen auftischen. Sie schaltet den Herd aus und legt ein Handtuch über eine Schale mit Salat. Es wirkt, als müsse sie ein Denkmal abreißen.

Sie sagt: »Schlimm genug, dass ich hier ein Gericht komplett wegschmeißen kann, aber jetzt sollen die Leute noch denken, mein Sohn könne nicht mal Einladungen einhalten.«

Sie schafft es wieder. Sie schafft es, dass ich mich wie ein Mann fühle, dem man vier, fünf Bälle gleichzeitig zuwirft, die er alle kriegen soll. Ich wähle die Nummer von eben aus der Anrufliste und rufe Ingo zurück, der sicher bereits verwirrt genug ist, da ich eben gegen unseren Plan abgesagt habe. Er geht ran. Ich sage: »Ich komme doch.« Meine Mutter schüttelt heftig den Kopf. Warum, weiß ich nicht, denn eben wollte sie doch, dass ich Einladungen einhalte. Ich sage ins Telefon: »Aber erst später, so gegen neun.« Was mache

ich denn hier? Ich gehe ja nicht wirklich zu einem Geburtstag, ich *muss* in zwanzig Minuten mein Date auf dem Dach einhalten. Ich muss mich noch umziehen. Die Kerzen aufstellen. Ich kann diesen »Geburtstag« nicht nach hinten verschieben. Es gibt ja gar keinen Geburtstag. Ich glaube schon wieder meine eigenen Geschichten. Und meine Mutter tobt. »Oaaaaahhhhh«, brummt sie und läuft so heftig vor dem Herd auf und ab, als wolle sie mit den Fäusten auf die noch heißen Herdplatten einschlagen.

»Warte, Ing-, äh, Christoph. Ich muss noch eben, warte ...« Ich lasse den Hörer sinken und halte ihn mit einer Hand zu. »Was ist denn?«, frage ich meine Mutter und spüre diese Mischung aus nervöser Furcht und Zorn, die ich immer empfinde, wenn ich sie irgendwie zur Weißglut treibe, ohne zu wissen, warum.

Sie flüstert trotz zugehaltenem Hörer: »Jetzt sag das zu, verdammt noch mal. Immer dieses Rumgeeier. Das ist das Schlimmste!«

Ich sinke leicht in mir zusammen. Hebe das Telefon. Sage: »Alles klar, ich komm gleich um sieben rüber. Klappt doch alles. Ja, kein Problem. Bis dann.« Ich lege auf.

Mutter tobt: »Das ist wirklich das Furchtbarste bei euch!« Aha, sie sagt ›euch‹. Es geht wieder um uns alle. Um alle Männer. Um ihren Mann? Um Vater?

»Wie könnt ihr eigentlich überleben? Steht da hilflos in Türen und wartet darauf, was die Frau zu der Sache sagt. Sagt sie so, macht ihr so. Sagt sie so, macht ihr so. Sagt sie: ›Friss Krümel vom Boden‹, fressst ihr dann Krümel vom Boden, oder was?«

Ich spüre, wie in mir der Zorn über die Angst siegt, sie wieder enttäuscht zu haben. Ich weiß, dass mir die Zeit davonläuft. Ich habe mein erstes echtes Date und kann es ihr nicht sagen, so wie ich ihr nichts Relevantes sagen kann, das mit meinem heutigen Leben zu tun hat. Unser Verhältnis würde perfekt bleiben, bliebe ich ein Leben lang neun. Das Altern treibt eine Abstandsstange

zwischen uns und jedes Jahr kurbelt eine Verlängerung herbei.

Ich schimpfe: »Dann wollt ihr also, dass wir nicht tun, was ihr sagt, oder was?« Jetzt rede ich schon von ›euch‹, den Frauen.

»Wir wollen, dass ihr selbstständig seid und Entscheidungen trefft. So oder so. Nicht wie ein Wackelpudding in Jogginghose dastehen und warten, wofür Mama euch die Erlaubnis erteilt.«

222

Aha. Sie will also, dass wir auf Befehl Befehle missachten. Sie will, dass wir selbstständig sind, weil sie sagt, dass wir selbstständig sein sollen. Wir haben also keine Wahl, keine Wahl zu haben.

»Du weißt, dass das paradox ist?«, sage ich und sie schnauft bloß und winkt ab.

»Geh zu deinem Geburtstag«, sagt sie und dabei ist nichts von Vorwurf rausgenommen. Ich schaue auf die Uhr. Es ist schon sieben Minuten vor sieben. Meine Güte. Die Zeit. Ich will Lara ja unten abfangen, damit sie nicht klingelt. Ich muss vorher noch die Kerzen anmachen.

Ich renne aus der Wohnung, hetze aufs Dach, nehme den Karton mit den Kerzen in Gläsern und verteile sie, so schnell ich kann, um den Pool. Eines rutscht mir aus der Hand und fällt hinein. Egal, Beeilung. Ich zünde sie an. Nicht jeder Docht will sofort brennen. Manche muss ich mit den Fingernägeln aus dem Wachs pulen und aufrichten. Noch zwei Minuten. Ich bin fertig, drücke den Aufzugknopf, stelle fest, dass er im dritten Stock ist, und renne zu Fuß die vierzehn Stockwerke hinunter, die Hand am Geländer, den Körper in den Kurven in der Luft wie eine Gondel in einem Fahrgeschäft auf der Kirmes. Um Punkt sieben reiße ich unten die Tür auf und Lara steht davor, gerade den Finger erhoben, um auf die Klingel zu drücken. Alparslan und seine Kumpels machen Pfiffmünder und sperren die Augen auf, als ich es bin, der ihr die Haustür öffnet.

»Hi«, sage ich, japsend und abgekämpft.

»Hi«, sagt sie. Sie trägt eine gut geschnittene Jeans, einen teuren Pulli von NeilPryde und eine Jacke, die auf eine Art und Weise

weiblich ist, wie es auch die Kampfwesten von Lara Croft sind. Sie mustert mich. Erst jetzt fällt mir auf, dass ich in dem Streit mit Mutter und der Kerzenhektik das Umziehen vergessen habe. So stehe ich also vor ihr in seitlich geknöpfter Jogginghose von kik, altem Kapuzenpulli und »... And Justice for All« von Metallica.

»Das, öhm, also das ...«, stottere ich und sie sagt: »Sei still. Ich komme, um dich zu besuchen und nicht deinen Kleiderschrank.«

O mein Gott. Hat sie das gerade gesagt? Wie geil war das denn? Ich halte ihr die Tür auf, sie geht hinein. Den Arm noch an der Tür, sehe ich einen Moment zu Alparslan und erhalte von ihm ein anerkennendes Nicken ohne Häme. Wir sind alle wie Gorillas, denke ich. Müssen uns erst was beweisen, bevor wir den anderen nicht mehr beißen.

Wir fahren direkt rauf zum Pool. Im Aufzug sprechen wir nicht. Ich sehe sie nur verliebt von der Seite an, kalte Hände, klopfendes Herz. Als wir gegenüber dem Aufzug den Vorraum zum Schwimmbad betreten, bleibt sie instinktiv einen Moment stehen.

»Ich weiß, es ist furchtbar«, sage ich. »Geh einfach schnell durch. Es lohnt sich, wirklich.«

Und in der Tat, es lohnt sich.

Als wir das Schwimmbad betreten, sehe auch ich mein Werk erstmals richtig. Die dunkle Mondnacht über dem Glasdach und die vielen Kerzen, die sich rundherum in den Scheiben und auf dem sich sanft bewegenden Wasser spiegeln. Es ist ein Licht wie auf Weihnachtsmärkten oder in chinesischen Dörfern des Mittelalters. Ich decke den Picknickkorb neben dem Pool ab und drücke die CD auf Play.

Es kommt Miles Davis, den mein Onkel an Silvester immer hört. Ich habe ihn ausgewählt, weil er zu einem Dachpool passt. Er macht ihn zu einem Penthouse in New York und mich zu seinem Besitzer, trotz unmöglicher Klamotten. Das Dunkel und die Kerzen verbergen den Dreck dieses Raumes, seine Schäbigkeit.

»Picknick?«, sage ich und Lara setzt sich neben mich auf das Lager, nimmt ein Stück Käse und eine Olive, schaut sich erneut den ganzen Raum an und sagt: »Das ist richtig schön.«

Ich werde etwas leichter dadurch, dass sie das sagt. Schweben schon einen Millimeter über dem Boden. Sie isst mit der einen Hand und nimmt mit der anderen einfach meine. Sie hält sie und streichelt dabei mit dem Daumen über meinen Handrücken.

224

Die Wirkung äußert sich augenblicklich. Überall. In meinen Ohren, meinem Herzschlag, meiner Hose. Meine Hose ist sehr elastisch, ich konnte mich ja nicht umziehen. Ich lege möglichst unauffällig ein Handtuch darüber. Das ist nicht mein Tempo. Ich wollte mich doch vorbereiten. Jetzt sitzen wir hier zu Miles Davis' Trompete und Picknick und sie streichelt bereits meine Hand. Ich mache mir klar, wie bedeutsam dieser Moment ist, und in dem Augenblick, wo ich das tue, entferne ich mich ein Stück von ihm.

Ihre Hand streichelt mich immer noch, aber wo ich gerade eben noch jeden Nanometer Haut ihrer Fingerkuppen spürte, denke ich jetzt unwillkürlich an den Nachbarturm und frage mich, was der Sohn des Hausmeisters gerade macht und ob er mit seinen elf oder zwölf Jahren schon mal geliebt hat. Merke, wie die Bilder des Kellers vor mir auftauchen, wo ich sie gerade gar nicht gebrauchen kann. Sie mischen sich mit Bildern aus der verwunschenen Villa von *Project Zero* und der verriegelten Tür von *Silent Hill 4* sowie dem Streit mit meiner Mutter vorhin, der eigentlich wieder von meinem Vater handelte, den ich nicht kenne. All das jetzt, wo ich hier sitze und mit Lara picknicke und Händchen halte und *da sein* muss.

Sie bemerkt, dass etwas nicht stimmt, und fragt: »Alles klar?«

Ich schaue sie an, als wäre ich aus dem Schlafwandeln geweckt worden, und sage: »Ja, alles klar.«

Dann schweigen wir wieder und ich kann zehn Sekunden die Berührung ihrer Hand genießen. Und die Tatsache, dass man mit

ihr schweigen kann, ohne sich unwohl zu fühlen. Besser geht es gar nicht. Ein Mädchen, das sagt, es würde einen selbst und nicht einen Kleiderschrank besuchen, und das schweigen und verträumt in den Kerzenraum schauen kann und dabei in sich ruht. Nach einer Weile sagt sie: »Wollen wir planschen?«

Mein Puls macht einen Sprung. Ich habe einen Kloß im Hals. Ich bin augenblicklich wieder so nervös wie jemand, der kurz vor seinem ersten Auftritt steht. »Ja«, sage ich und sie steht auf, zieht ihre Jacke und ihren Pulli aus und knöpft ihre Hose auf. Sie hat den Badeanzug bereits darunter an und trotzdem macht es mich irrsinnig stolz, mit welcher Selbstverständlichkeit sie sich neben mir auszieht. Als wären wir bereits zusammen und uns vertraut. Ich tue es ihr gleich, stehe schnell nur noch in Badehose da, nehme ihre Hand und sage: »Warte. Stell dich mal an den Rand, hüpf ein wenig hoch und sieh dann durch das Glas nach draußen«, sage ich.

»Draußen kann man nichts sehen«, sagt sie und zeigt auf die Scheibe gegenüber. »Guck, wir spiegeln uns.«

Jetzt achte ich das erste Mal drauf. Da spiegeln wir uns, Hand in Hand am Beckenrand, Dennis und Lara. Es ist nicht zu glauben. Das kann nicht real sein. »Gut«, sage ich, »nehmen wir an, es wäre Tag. Wenn du dann in den Pool springst und dabei nach draußen siehst, hast du das Gefühl, du fliegst über die Stadt.«

Sie sieht mir in die Augen, hebt ihre linke Hand und streichelt mir damit über die Wange. Ich muss schnell ins Wasser, meine Badehose offenbart schließlich alles. Sie lässt los, nimmt beide Hände nach oben, führt sie wie einen Kerzendocht über dem Kopf zusammen, biegt sich nach rechts und taucht ins Becken ein wie diese Revuefrauen aus den alten Filmen. Ich springe hinterher. Gemeinsam tauchen wir auf, sehr nah beieinander. Unsere Spritzer haben zwei, drei Kerzen gelöscht. Sie schwimmt los und gleitet langsam auf dem Rücken dahin. Ich gleite parallel. Miles Davis trompetet,

wir gleiten unter dem sternenreichen Nachthimmel, der durch das Glasdach zu sehen ist.

Nach fünf Bahnen hält sie in einer Ecke, schwimmt vor mich und dann ein Stück zurück, sodass ich gar nicht anders kann, als sie von hinten zu umgreifen. Sie legt ihren Kopf mit den seidigen Haaren auf meine Brust. Ich schlucke schwer und versuche zu vermeiden, dass meine Beule in der Badehose ihren süßen Po berührt sowie dass meine Hände, die ihre Hüfte wie bei einem Tanz umgreifen, ihre Brüste berühren. Niemand soll denken, dass ich aufdringlich bin.

»Erzähl mir eine Geschichte«, sagt sie, Kopf auf meiner Brust, Blick in die Sterne. Direkt neben uns am Rand steht ein Kerzen-
glas. Ich glaube seine Wärme zu spüren. Ich überlege. Denke plötzlich wieder an nebenan. Den 14. Stock. Den Keller. Sehe das Haus wie eine riesige Keule, in deren oberem und unterem Ende das Unheil lauert. Sehe mich mit Soldatenhelm im Niederlande-Feldzug. Sehe, wie ich einen Geist in der alten Villa fotografiere und dadurch banne und er schreiend vor meiner Linse herumfuchtelt. Meine Gedanken führen ihr Eigenleben wie Kinder oder Katzen, und sobald sie das tun, sind meine Hände zwar immer noch an Laras Hüfte und ihr Kopf an meiner Brust, aber ich spüre es nicht mehr. Mit jedem Gedanken, der meinen Kopf in eine andere Richtung zerrt, baut sich das Plexiglas um mich herum wieder auf, als dünne Schicht, wie ein Kraftfeld. Was ich hier erlebe, ist so schön, dass irgendwas in mir verhindern will, dass ich jeden Moment da-beibleibe. Konzentriere dich, Dennis! Erzähl deine Geschichte!

Ich sage: »Okay ... also ...

Es war einmal ein Land, das hieß Gaia. Es hatte viele Berge, zwei Steppen, ein Eisland und es wurde von Meer umgeben. Viele Dörfer gab es dort, eine Stadt und einen Wald, groß und wild gewachsen, genau in der Mitte. Dieser Wald existierte seit Urzeiten und galt als verflucht. Jeder Mensch, der jemals seinen Fuß dort hinein-

gesetzt hatte, verschwand entweder für ewig oder kam selbst nach nur wenigen Schritten durch seinen äußersten Rand als Verrückter wieder heraus, der den Rest seines Lebens wildes Zeug faselte und selber nicht mehr wusste, was wirklich war und was nicht.

In dieser Welt lebte Finn, Sohn einer Bäuerin aus dem Süden, dessen Vater vor vielen Jahren verschwunden war, als Finn noch ein Baby war. Es hieß, die Wälder hätten auch ihn verschluckt und nie mehr freigegeben. Das konnte er nicht vergessen. So lief Finn jeden Tag am Rand des Waldes entlang, der an die letzten Kornfelder ihrer Ländereien grenzte, und spähte sehnsüchtig hinein. Sein Blick verlor sich schon nach wenigen Metern, denn selbst am helllichten Tage blieben diese Wälder so dunkel und dicht wie in tiefer Nacht. Ab und an warf Finn einen Stock oder Stein hinein und hörte, wie sich jemand oder etwas darüber hermachte wie Wildschweine über noch warme Kartoffeln. Er konnte dort nicht rein, ohne selbst zu verschwinden, und so lebte er in der Hoffnung, seinen Vater eines Tages von selbst wiederzusehen.«

Lara rekelte sich an meiner Brust, aber eigentlich müsste ihr das missfallen. Wo bleibt die Frau in dieser Geschichte? Warum erzähle ich ausgerechnet jetzt von der Suche nach einem Vater? Ich mache weiter, denn mitten in einer Geschichte ist Schweigen nicht angebracht.

»Eines Morgens – er hatte gerade ein Feld umgepflügt – passierte er, gezeichnet von der schweren Arbeit und etwas außer Atem, wieder den Waldrand, als aus dem Dunkel eine Stimme zu ihm sprach und sagte: ›Geh nicht in diesen Wald, Jüngling, es sei denn, du willst deinen Vater wiedersehen.«

Er erstarrte. Hatte er das eben wirklich gehört?

In den Wald zu gehen, bedeutete, verrückt zu werden. Der Wald saugte einen auf, verwischte die Ränder zwischen Wirklichkeit und Einbildung und zeichnete sie nie mehr neu. Mit jedem Moment malte er mehr auf dem Bild herum, bis es nur noch ein Matsch

aus wütenden Strichen und Wirbeln war. Aber Matsch hin oder her: Da drin wartete sein Vater! Er lehnte den Pflug sorgfältig an den knorrigen Zaun, der den Wald und einen wenige Meter breiten Streifen Niemandsland vom Feld trennte, und stieg über den Zaun. Es roch nach Tau auf Brennnesseln und von Feuchtigkeit angeschimmelten Blättern. Seine Glieder wurden schwer, doch sein Gang zugleich leichter, da es ab jetzt kein Zurück mehr gab.«

Wie komme ich aus der Geschichte wieder raus? Wie bekomme ich eine Frau da hinein, die Tochter des Königs oder so etwas, die Finn unendlich liebt und die er für sich gewinnen will? Es ging doch auf Amrum im Zelt. Warum geht es nicht hier im Pool? Vielleicht glaube ich, ich müsse Lara nicht irgendein Märchen von Liebe erzählen, sondern all meine Ängste offenbaren. Meine komischen Gedanken. Vielleicht zeige ich ihr meine Liebe besonders, wenn ich ihr beim ersten Date ganz ehrlich und offen ausbreite, was für ein wirrer kleiner Psycho ich eigentlich bin. Vertrauen, Intimität. Jetzt, wo ich so darüber nachdenke, scheint es mir kein guter Plan.

Sie sieht von meiner Brust kopfüber zu mir auf und sagt: »Los, weiter.«

Ich sage: »Dir gefällt die Geschichte?«

Sie sagt: »Die gefällt mir sogar besser als die, die du Christoph erzählt hast.«

Das wundert mich.

Sie dreht den Kopf wieder nach vorne, sieht etwas abwesend über das vom Kerzenschein durchglitzerte Wasser und sagt: »Ich kenne meinen Papa auch nicht.«

Ich löse eine Hand von ihrer Hüfte und nehme ihre Hand. Oder sie nimmt meine. Wir streicheln uns. Sie sagt: »Er ist durchaus da, das schon. Nicht im Wald verschwunden oder so. Aber ich kenne ihn nicht. Von Montag bis Freitag ist er geschäftlich überall in Europa unterwegs. Er ruft aus Hotels an, schickt E-Mails. An den Wochenenden ist er ab und an zu Hause, trifft dann aber samstags

die Mitglieder des Tennisvereins, in dem er immer noch Mitglied ist, und liegt sonntags meistens auf der Terrasse und liest. Oder er kocht. Stundenlang. Will uns was Gutes tun, der Familie, und es ist ja auch immer ganz wunderbar. Er ist so gut wie Mälzer oder Lafer, aber man sieht ihn nur von hinten. Wenn er daheim ist, die 20, 25 Tage im Jahr, sieht man ihn nur von hinten. Man will ihm was erzählen und er sagt: »Ich muss mich konzentrieren, Schatz, erzähl mir das bitte nachher, okay?« Nur, es gibt kein Nachher.«

Sie dreht sich um, raus aus der Löffelchenstellung im Wasser, direkt rein in meine Arme, Aug in Aug. Ihre Augen sind so grün wie ein See in den Anden, ihre Gesichtszüge sind das Paradies. Aber vor allem: Sie hat Probleme. Dieses reiche, gut aussehende, beliebte A-Klasse-Mädchen, das Christoph und Alparslan dazu bringt, mich zu respektieren, hat Probleme. Es gibt nichts Erotischeres. Sie legt ihre Arme um meinen Hals, ich umgreife ihren Rücken so, dass allenfalls meine Fingerspitzen auf dem obersten Rand ihrer Pobacken liegen. Ich denke an die unter den Handtüchern versteckten Gummis und wie absurd sie sind. Nicht, weil ich es immer noch für unmöglich halte, dass ich sie verwende, sondern weil es mit jeder Sekunde möglicher wird, und ich erkenne, dass diese Möglichkeit natürlich nicht am ersten Abend ausgeübt wird. Wir kommen uns nahe, ernsthaft.

Sie sagt: »Findet Finn seinen Vater?«

Ich forme meine Augen zu Birnen, runzle die Stirn und zucke zaghaft mit den Schultern. »Um ganz ehrlich zu sein: Ich weiß es noch nicht.« Ich lache gestelzt. Sie lächelt. Sie streichelt mir über die Wange. Ich nehme all meinen Mut zusammen und streiche ihr das feuchte Strähnchen aus den Augen.

Jetzt ist es so weit.

Wir beide wissen das.

Jetzt kommt der erste Kuss.

Erst sachte, dann stärker, dann mit Zunge, tief und lang und mit

den Händen auf Wanderschaft und wer weiß, was dann. Vielleicht tun wir es ja doch, weil wir beide damit einverstanden wären, es noch nicht zu tun. Weil alles sein kann, wenn nichts sein muss. Weil wir beide unsere Väter vermissen.

Wir bewegen die Köpfe aufeinander zu und sie schließt bereits langsam ihre Augen. Ich erlebe es in Zeitlupe, während mein Puls auf Hochgeschwindigkeit beschleunigt. Mit jedem Millimeter, den sie ihre Augen schließt, sagt sie mehr: »Ja, Dennis, wir tun es jetzt, du darfst mich küssen, du sollst sogar, jetzt und die nächsten Wochen und Monate, wir sind jetzt zusammen und du darfst mich küssen und meine Hand streicheln, wann immer du willst«, und diese Gewissheit ist ein unbeschreibliches Gefühl. Jetzt dauert es nur noch eine Sekunde, bis mein neues Leben beginnt, eine Sekunde, bis unsere Lippen aufeinandertreffen. Ich sollte nun auch meine Augen schließen und will das auch, als mein Blick mit einem Mal wie in einer schnellen Kamerafahrt über das Wasser, durch die Fenster, über das Geländer der Terrasse und bis auf das Dach des Nachbarturms schießt. Eigentlich wird er von der Spiegelung in der Scheibe aufgehalten und ich sehe mich selbst mit Lara in meinen Armen im kerzenumflackerten Wasser, aber zugleich bin ich davon überzeugt, dass uns von gegenüber jemand beobachtet. Ich spüre die Augen des Fremden auf mir und auf Laras Rücken wie den zitternden Laserpointer eines Snipergewehres. Ich versuche für eine Millisekunde, dieses Gefühl zu ignorieren, merke aber sofort, dass es nicht geht. Lara merkt das auch. Obwohl sich mein Körper kein bisschen bewegt hat, spürt sie, dass ich nicht mehr bei der Sache bin, dass ich da, aber *nicht da* bin, genau wie ihr Vater, wenn er kocht, um zu vergessen, dass er schon längst nicht mehr bei seiner Familie, sondern in Hotelzimmern lebt, deren Städte ihm abends nicht mehr einfallen.

Sie öffnet die Augen und dieses Mal haben sie etwas von dem gütigen Glitzern verloren, das heute Abend schon über meine

Scheißklamotten und meine Tapsigkeit hinweggesehen hat.

»Da ist jemand«, sage ich wie ein Bekloppter, den Mund offen und den Finger in Richtung der Scheibe.

Lara dreht sich um, drückt sich dabei aber fester in meine Arme.

»Wo?« Sie erwartet, einen Bewohner dieses Turmes auf der Terrasse zu sehen, obwohl der ja durchs Schwimmbad hätte gehen müssen.

»Auf dem Haus gegenüber.«

Sie sieht mich besorgt an. »Dennis, das Haus gegenüber kann man durch die Scheiben so nicht sehen.«

Ich mag es nicht, wenn Frauen das Offensichtliche sagen und einem nicht glauben. Wir lösen uns ein wenig voneinander.

Ich will das nicht, aber ich steige aus dem Pool und gehe zur Tür, nur in der Badehose. »Dennis, es ist viel zu kalt«, sagt Lara, doch ich öffne bereits die Tür und schaue mit bloßen Augen hinüber. Es ist stockdunkel, aber ich glaube, eine der Pflanzen des Dachgartens wackeln zu sehen. Wenig später flackert ein schwaches Taschenlampenlicht im Treppenhaus. Glaube ich. Lara steht hinter mir. »Komm wieder rein.«

»Da war jemand«, sage ich trotzig, als hätte sie mich angegriffen.

Sie entgegnet nichts, aber ich merke ihr an, dass sie den Eindruck bekommt, ich sei als Finn schon mal in dem Wald gewesen, der einen verrückt macht.

»Wirklich!«, sage ich, viel zu laut. Sie weicht einen Schritt zurück und sagt: »Hmm.«

Mist, das habe ich versaut.

Mein Plexiglastür baut sich auf, ich kann sie nicht mal zum Trost berühren, also nicht so, dass es nicht bloß eine Entschuldigung wäre, die ein kleiner Bruder anbringt, wenn er die Schwester erschreckt hat.

»Mir ist kalt«, sagt sie und will das anscheinend nicht ändern,

indem sie wieder in den Pool steigt.

Ich gehe mit ihr zum Handtuch-Decken-Lager, nehme schnell und unkonzentriert ein großes Badetuch auf, umwickle sie damit und frage mich, warum sie mich jetzt so anschaut, als hätte ich ihr eine Decke aus Stacheln umgelegt. Sie sieht auf den Boden. Ich auch. Da liegen die Kondome. O nein.

232

»Du ...«, sagt sie und ihre Augen zittern so wütend, als sei sie bereit, mir mit je zwei Fingern jeder Hand die Augen auszustechen.
»Ich dachte, du seist anders, Dennis.«

Das darf doch alles nicht wahr sein.

Ich stammele: »Wie, anders?«

Sie legt das Handtuch ab und beginnt, sich so schnell und souverän anzuziehen wie die Frauen in amerikanischen Filmen, die nach einem Fehler schon morgens wieder abhauen, während der Fehler noch schläft. Während sie ihre Söckchen anzieht, sagt sie: »Meine Mutter hat gesagt, sei vorsichtig bei einem Jungen vom Bahnhof, der kann auch nicht aus seiner Haut. ›Was für eine Haut, Mutter?‹, habe ich gesagt und geschimpft, wie diskriminierend sie sei und dass du Dennis, der Geschichtenerzähler, bist. Gebildeter und kultivierter und netter als alle zusammen. Und dann?« Sie äußert keine Worte mehr, sondern Laute. Als wolle sie schreien, habe aber noch Manieren. Der Druck bleibt in ihr und schüttelt sie durch. Sie sagt: »Das ist ...« Sie sucht nach Worten, dann zeigt sie auf den Berg meiner Klamotten: »Du passt wirklich zu deiner Jogginghose!«

Mit diesen Worten lässt sie mich stehen.

Sie verlässt den Raum und ich will tausend Dinge sagen und bin doch gelähmt. Ich denke nicht darüber nach, was ich sagen möchte, sondern ich denke darüber nach, wie sie darüber denken mag, wenn ich nichts sage, und das macht mich so nervös, dass ich eben nichts sage. Die Tür fällt zu und ich bleibe allein mit Miles Davis und meinen Kerzen am Pool. Von hinten spüre ich keine Augen

mehr im Nacken. Dann springt sogar die CD auf Stop. Sie zischelt noch einen Moment nach, dann ist Ruhe.

Ich gehe um den Pool, blase die Kerzen aus und packe sie zusammen. Falte die Tücher, wickle den offenen Käse in sein Papier. Man hat manchmal die Wahl, stoisch aufzuräumen oder zusammenzubereiten. Also räume ich, falte, packe klimpernd Kerzengläser in den Karton. Heißes Wachs läuft aus, über meine Finger, die anderen Gläser, auf die Kissen. Es ist nicht mal acht. Offiziell bin ich auf einem Geburtstag, vor 22 Uhr kann ich nicht in die Wohnung zurück, ohne mich erklären zu müssen und ohne zu hören, dass man einen Lachs in Champignonkruste nicht wegwirft für einen Geburtstag, der nicht mal eine Stunde gedauert hat.

Ich habe den besten Abend meines Lebens versaut, weil ich glaubte, beobachtet zu werden. Ich habe den Wald, der verrückt macht, schon längst betreten. Da kann ich auch direkt weitergehen. Ich ziehe mich an, räume Handtücher, Decken, Picknickzutaten und Kerzen in einen der alten Umkleideschränke im Vorraum, hole den Aufzug und fahre ins Erdgeschoss hinab.

Draußen vor der Tür sagt Alparslan von seiner Bank lachend: »Das war aber bloß ein Quickie, was? Und du kannst nicht gut gewesen sein, so verwirrt wie die Kleine eben hier vorbeigelaufen ist.«

Ich funkele ihn an. Schau rüber zum Nachbarturm. Denke an den Wald. Dort beginnt er. Groß, dunkel, unergründlich. Der Keller ist sein Unterholz. Das Unterholz, in dem tote Kinder liegen. Der Meeresgrund, in dem das Ungeheuer wütet. Will ich es besiegen, muss ich noch mal rein.

Alparslan sagt etwas Dummes und ich winke ihn einfach weg wie einen lästigen Nachbarsjungen. »Jetzt nicht, ich hab Wichtigeres zu tun«, sage ich und sehe dabei auf den Nachbarturm, meinen Waldrand. Im Treppenhaus glaube ich wieder den flüchtigen Schein einer Taschenlampe zu sehen. Verhuscht wie ein Glühwürmchen,

nervös wie eine Fliege.

Ich laufe los, höre noch, wie Alparslan Anatoli »Was hat der *salak* eben gesagt?« fragt, und bin schnell an der Tür des Turms. Sie ist noch offen. Ich rutsche hinein. Auf der Treppe nähert sich tatsächlich Taschenlampengeflacker. Ich verstecke mich wieder hinter den Briefkästen. Das kenne ich ja schon. Es ist, wie wenn man in ein Spiel wiederkehrt. Gleiche Flure, gleiche Deckung. Ich halte die Luft an. Jemand geht also die ganzen vierzehn Stockwerke des Turms zu Fuß im Dunkeln hinab. Mit einer Taschenlampe. Jemand? Der Mann, der uns beobachtet hat, vorhin, im Pool. Er muss es sein. Ich habe ihn mir nicht eingeblendet. Warum braucht er so lange? Immerhin habe ich eben noch in aller Ruhe oben den ganzen Kram eingepackt. Ich höre, warum er so lange braucht. Höre jetzt seine Schritte. Sie machen:

Schluff. Klapp.

Schluff. Klapp.

Schluff. Klapp.

Schlappen.

Badeschlappen aus Plastik.

Es ist der Mann aus dem Keller.

Ich spähe um die Ecke. Gerade biegt er zur Tür ab, die ins Untergeschoss führt. Öffnet sie. Schlappt hinab, Stufe um Stufe. Jetzt habe ich keinen Plexiglasbehälter mehr um mich. Ich bin hier, ich bin wach, ich muss ihm folgen. Rein ins Unterholz. Ich bin müde vom Chlorwasser und der abgebrochenen Aufregung, ich würde gerne in den Schlaf flüchten und für Sekunden habe ich dieses Gefühl, das man bekommt, wenn man im Zug mit dem Kopf an der Scheibe eindöst, obwohl die Augen noch halb offen sind. Das Gehirn nickt eher weg als die Lider. Trotzdem bin ich hier und gehe zur Tür, horche. Unten schlappt der Kellermann um die Ecke. Ich muss mich beeilen, die Tür seines Kellers bleibt nicht immer durch Pappfetzen offen. Ich ziehe meine Schuhe aus und schiebe

sie tief unter die Treppe, die von oben kommt. Dann renne ich die Stufen ins Untergeschoss auf Socken hinab, so schnell ich kann. Spähe um die Ecke. Klinisch weiße Wände, rote Türen ohne alles, die Glühbirnenparade. Der Mann hat bereits seine Tür geöffnet und ist dahinter verschwunden. Gleich schwingt sie zu. Wenn er im Keller stehen bleibt und nicht sofort hinter der Decke zur Geheimtür verschwindet, bemerkt er mich und ich bin verloren. Wenn ich mich jetzt nicht beeile, schlägt mir die Tür vor der Nase zu. Ich muss es riskieren.

Ich eile auf Socken den kalten Boden entlang und halte die Tür fest, bevor sie voll zuknallen kann. Ich halte den Atem an. In Sekunden gehen mir die Optionen durch den Kopf, die ich jetzt habe. Die Situationen, die eintreten könnten. Wäre dies eine Szene in einem Spiel, wäre sie clever programmiert, denn ...

... steht der Mann jetzt hinter der Tür und hat schon gemerkt, dass er verfolgt wird, ist es ohnehin vorbei. Dann nimmt er sich einen der Hockeyschläger links an der Wand und wartet, bis ich reinkomme.

... ist er schnell und gewohnt geradeaus weiter in seine »Wohnung« geschlüpft, wird er spätestens in zwei Sekunden stutzig, wenn er bemerkt, dass die Tür nicht zuschlägt, sondern kein Geräusch macht. Dann dreht er wieder um, versteckt sich hinter der Decke, horcht und stößt aus dem Filz hervor wie ein Biest mit Reißzähnen.

Ich muss also schnell hinein. Ohne zu zögern. Ich muss akzeptieren, dass ich eventuell durch einen Hockeyschläger sterbe, aber den Tod muss ich auch hinnehmen, sobald ich ein Flugzeug betrete. Möglich ist es.

Ich schlüpfte schnell hinein, atme lautlos auf, da er bereits durch die Decke in seine Höhle gegangen sein muss, und lasse die Tür

ganz normal ins Schloss fallen. Mein Hineinschlüpfen hat vielleicht eine Sekunde Verzögerung des Türgeräuschs bewirkt, das dürfte ihm nicht auffallen.

Oder?

Ich kauere mich in die Ecke und horche.

Schluffschritte höre ich keine mehr.

236

Steht er doch in seinem Flur und horcht ebenfalls, was da in seinen Bau eingedrungen ist?

Ich atme wieder nicht. Der Boden ist kalt. Ich bin auf Socken. Es fühlt sich an, als läge ich im Bett und das Fenster wäre auf, kalte Luft an meine Sohlen leitend. Nach vierzig Sekunden geht eine Klospülung. Er hat mich nicht bemerkt. Er ist sofort nach dem Heimkommen auf den Topf gestiegen. Das mache ich auch jeden Tag nach der Schule. Wir teilen also eine Gewohnheit. Das Wasser am Waschbecken geht an, er schrubbt sich die Hände, das Wasser geht aus. Seine Schritte schluffen Richtung Küche. Der Kühlschrank klimpert. Er holt ein Bier raus und öffnet es. Sein Telefon klingelt.

»Ja?«

Pause.

»Ja, komm ruhig runter, ich muss auch mit dir reden.«

Das klingt nicht gut. Weder, dass jemand runterkommt, noch, wie der Mann sagt, dass er reden muss.

Jemand kommt runter.

Das kann nur Hausmeister Tange sein.

Im kleinen Vorkeller bin ich verloren, im Flur könnte er mir begegnen. Wenn er anruft, steht er ja wahrscheinlich schon im Foyer vor der Tür, wie ich es neulich beobachten konnte. Hat er meine Schuhe unter der Treppe bemerkt? Was mache ich? Wieder bin ich nervös und zugleich voll da, da ich keine Optionen habe. Ich muss durch die Decke in die Wohnung und mich verstecken. Ich stehe auf, schiebe die Decke zur Seite und sehe, wie der Kellermann mit

seinen verdammten Schluffen ins Wohnzimmer schleicht. Ich husche hinein und verberge mich wieder im Bad, ebenfalls genauso wie beim ersten Anlauf, nur souveräner und eben lautlos und auf Socken. Mit jedem Anlauf spielt man einen Level nun mal besser. Im Kellervorraum öffnet sich die Tür und Hausmeister Tange kommt, sich ankündigend mit Rufen. Ich schließe die Tür zum Bad. Alles passt sekundengenau. Alles muss so laufen. Keine Wahl zu haben, ist nicht so schlimm. Es entlastet.

Tange geht zu seinem Kellerfreund ins Wohnzimmer und ich öffne die Badezimmertür einen Spaltbreit, um von hier aus zu horchen.

»Da bist du ja«, sagt der Kellermann. »Fang an.«

Herr Tange sagt: »Du hast gestern meinen Sohn wieder in die Arbeit eingebunden. Ohne mich zu fragen! Einfach so. Ich sagte, wir warten, bis er Fußballtraining hat.«

»Er kam von selbst zu mir und hat mir Material gebracht.«

»Am helllichten Tag! Ohne dass ich es wusste!«

»Ich habe ihn nicht dazu überredet. Was mir viel mehr Sorgen macht, ist, was er mir erzählt hat, so nebenbei.«

Herr Tange stutzt: »Wie? Was denn?«

»Er hat gesagt: ›Mein Papa hat eine Rote Karte bekommen.«« Der Kellermann simuliert den unschuldigen Ton eines kleinen Jungen. »›Da stand drauf, er soll sich mehr um mich kümmern und nicht so viel auf Mama hören.««

»Großer Gott«, sagt Herr Tange.

Großer Gott, denke ich.

»Entweder du bist schizopren und schreibst dir selber Briefe auf rotem Papier oder aber irgendjemand weiß recht genau über dich und dein Leben Bescheid. Über *uns* Bescheid.«

Tange wechselt auf dem Teppich das Standbein. Er sagt: »Über mich. Nicht über uns. Fenster kann man von außen beobachten. Keller nicht. Das müsstest du doch wohl am besten wissen.«

»Papperlapapp. Dein Sohn hat irgendjemandem von den Problemen daheim erzählt. Einem Schulkameraden. Einem Nachbarn. Was weiß ich. Dein Sohn fängt an, sein Herz auszuschütten. Er vertraut sich jemandem an. Wann wird er anfangen, über unser Projekt hier zu sprechen? Wann?«

»Das würde er nie tun.«

Der Kellermann schnauft. »Nein, natürlich nicht. Nie ...«

Herr Tange scheint im Stand zu wippen. Kleine Knöchelchen in seinen Knien knacken. Er überlegt.

»Dein Sohn weiß einfach zu viel«, sagt der Kellermann. »Wir hätten ihn niemals mit einbeziehen dürfen. Mein Gott, was waren wir bescheuert. Der Junge ist zwölf, zwölf!«

Ich kralle mich mit den Händen in den vor der Badezimmertür im Flur ausgelegten Filz, als ich das höre. Neben mir auf Kopfhöhe stinkt der Siphon des Waschbeckens, als verdaue er alte Eier.

Im Wohnzimmer sagt Herr Tange: »Wage nicht, darüber nachzudenken.«

Der Kellermann sagt: »Wir müssen es tun. Das wird zu gefährlich hier unten. Ich habe schon seit drei Wochen kein Paket mehr rausgeschickt. Jetzt fängt dein Sohn an zu plaudern. Es wird zu heiß.«

Herr Tange wirft etwas um und tritt mit dem Stiefel gegen den Tisch. Er brüllt, wie jemand brüllt, dem man sagt, dass er sterben wird.

»Nein, verdammt, nein!!!«

Der Kellermann wartet einfach ab, als sei alles gesagt und als müsse es nur noch in seinen Komplizen und Freund einsickern.

»Nein«, sagt der erneut, aber schon leiser. Es sickert ein. Ich fasse das alles nicht. Die faulen Eier im Siphon rauben mir langsam den Atem. Meine Beine schmerzen.

»Wir müssen uns schützen. Du weißt das. Besser, wir greifen dem einfach vor und erledigen es jetzt, als dass wir noch lange warten

und es aufschieben.«

Tange fällt in den Sessel. Es hört sich an wie ein Sack alter Kartoffeln. Alle Kraft weicht aus ihm. Aus mir auch. Innerlich. Körperlich bin ich angespannt wie eine Katze auf dem Sprung, aber in mir zersetzt sich etwas.

Tange sagt: »Dann brauchen wir also auch für Kerstin eine Lösung.«

Der Kellermann sagt: »Dafür haben wir Plan B gemacht. Wenn die das hier unten rauskriegern, dann nehmen sie uns auseinander. Niemand versteht das. Es gibt kein schlimmeres Verbrechen in diesem Land als das.«

Herr Tange hechelt langsam, wie jemand, der sich das Heulen verkneift. Dann sagt er: »Ich hätte nie gedacht, dass es so endet.«

»Ich auch nicht.«

Es wird für eine Minute so still, dass man hören kann, wie die Fasern der Schilftapete miteinander flüstern.

»Ich gehe hoch zu meiner Familie«, sagt Tange, »solange ich das noch kann.«

»Tu das«, sagt der Kellermann.

Tange steht auf und nähert sich. Ich ziehe die Tür zu. Bitte nicht aufs Klo gehen! Er passiert die Tür, schiebt die Decke im Regal zur Seite und durchquert den Vorraumkeller. Die Stahltür öffnet sich und fällt ins Schloss. Ich hätte ihm folgen müssen, aber ich kann mich nicht mehr bewegen. Ich hocke an einem Winterabend, der mit Zärtlichkeiten bei Kerzenlicht zwischen mir und dem tollsten Mädchen der Stadt oben im Schwimmbad begann, neben dem stinkenden Siphon eines Waschbeckens in einer geheimen Kellerwohnung, in der zwei Männer darüber reden, den Sohn des einen irgendwie zum Schweigen zu bringen, weil er zu viel über ihr »Projekt« weiß, und für die Mutter ebenfalls eine »Lösung« zu finden. Ich muss zuhören, wie der Vater dieses Kindes es als bittere Notwendigkeit akzeptiert, so wie man akzeptiert, die gutmütigen

Riesen in *Shadow of the Colossus* zu ermorden, weil das Spiel es von einem verlangt, obwohl sie einem nichts getan haben. Ich kann nicht akzeptieren, dass das wahr ist. Ich beschließe, dass ich erneut träume. Ich spüre den kalten Boden des Bades unter meinen Socken, des Bades eines Mörders, eines Mannes, der sagt, dass es in diesem Land nichts Schlimmeres gibt als das, was er hier tut. Ich muss träumen. Man ist niemals nachts auf Socken in Kellerwohnungen unter Becken. Niemals. Man träumt das.

Ich höre, wie der Kellermann sich aus dem Sessel wuchtet, seine Flasche in der Küche abstellt und in meine Richtung kommt. Die alte Wanne hat einen Duschvorhang aus pilzigem Plastik. Ich kriechе schnell hinein und verberge mich dahinter. Der Mann betritt das Bad, stellt sich ans Becken und erfrischt sich. Der Hahn pumpt das Wasser mit quietschenden Geräuschen aus seiner Kehle. Ich zittere. Ich bin tief, ganz tief im Wald und es ist genau so, wie ich es in der Legende von Finn erzählt habe. Ich weiß nicht mehr, was wirklich ist. Nur ein Plastikvorhang trennt mich von dem Ungeheuer, dessen Silhouette sich schwarz gegen den Vorhang abhebt, während ich tief in der Wanne kauere. Sieht es mich, ist es aus. Ich stelle mir vor, wie ihm eine lange, spitze Schnauze wächst. Wie einem Ameisenbären oder einem Werwolf. Wie es seinen Kopf dreht, hin zu mir.

Tut es aber nicht.

Der Mann wird fertig und verlässt das Bad und den Keller.

Die schwere rote Tür fällt ins Schloss.

Ich bin allein im Bau des Ungeheuers.

Was jetzt?

Wieder Optionen, mehrere mögliche Wege.

Ich könnte ihm folgen. Er ist der Mann, der uns vorhin im Pool vom Dach gegenüber beobachtet hat. Und natürlich, jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen. *Er* ist der Mann, dessen Blick

mich schon mal nachts traf, als ich das Fernglas aufs gegenüberliegende Dach richtete und umgekehrt eins auf mich zielte. *Er* ist der andere, dessen Präsenz ich fühle und wegen dem ich nicht schlafe, wenn seine dünnen, knöchigen Beobachtungsfinger über meine Fensterbank tasten.

Er ist ein Beobachter.

Wie ich.

Nein, er ist nicht wie ich.

Er beobachtet nicht, um den Menschen zu helfen und sie zu inspirieren. Er beobachtet, um Opfer zu finden. Junge Opfer. Vorhin hat er zwei gesehen auf dem Dach, ein Teenagerpärchen im Pool, kurz vorm Knutschen. Das wird ihn animiert haben, sein Fernglas noch mal neu auszurichten.

Nachts beobachtet er unser Haus und tagsüber versteckt er sich hier unten, um seinen Geschäften nachzugehen, die jetzt gefährdet sind.

Es gibt keine Optionen.

Ich kann ihm nicht folgen, ich muss nachsehen, was in den Räumen hinter dem Wohnzimmer ist. Ich muss es riskieren.

Ich klettere so vorsichtig aus der dreckigen Wanne, als sei immer noch jemand in der Wohnung. Gehe auf Socken über den filzigen Flur. Sehe den Müll in der Küche geradeaus und die Fliegen im Teppich des Wohnzimmers. Ich betrete es. Die Couchen sind so abgewetzt, dass ihr Muster nur noch an den Rändern und an der Front zu erkennen ist. Sitzflächen und Lehnen sind abgenutzt, fast durchsichtig, wie die Haut bei den uralten Menschen, die meine Mutter in ihrem Job bis zum Tode pflegt. An der linken Wand, die ich bislang von meinem Beobachtungsposten nicht sehen konnte, steht ein wackeliger Musikschrank. Darüber hängt eine Uhr. Körper aus Holz, Zifferblatt und Zeiger in Goldoptik, römische Zahlen. Ich denke daran, wie es im Keller des berühmten Foltervaters ausgesehen hat und wie er sich aufteilte. Bad, Küche, Wohn-

zimmer, Werkraum I, Werkraum II. Genau wie hier.

Werkraum ...

Ich gehe langsam durchs Wohnzimmer zur ersten Werkraamtür. Ich suche Gründe, warum alles eine harmlose Erklärung hat. Ich stehe auf Socken in einer Wohnung unter der Erde, die absichtlich hinter einem Regal versteckt wurde. Es *kann* keine harmlose Erklärung geben ...

242

Die Tür hat einen Knauf zum Drehen, keine Klinke zum Drücken. Ich berühre ihn so vorsichtig, als würde er glühen. Drehe ihn. Höre das runde, klackernde, glasklare Geräusch des Schlosses. So klar, als wäre es nur für diese Szene aufgezeichnet worden. Die Tür ist verschlossen. Ich sehe mich um, ob irgendwo ein Schlüssel herumliegt. Nicht der Fall. Vielleicht schinde ich auch nur Zeit, denn die Tür, hinter der sie neulich das »zehnjährige Ding« von den Ketten genommen haben, ist die andere. Sie entscheidet, was hier los ist. Was mit mir los ist. Um zu ihr zu gelangen, muss ich an *seinem* Sessel vorbei. Es ekelt mich davor. Ich halte Abstand dazu, als wäre das Ding verseucht. Ich dehne die Strecke bis zur Tür auf zehn kleine Schritte aus. Auch sie hat einen runden Knauf. Ich drehe ihn. Die Tür macht das gleiche Geräusch wie ihr Gegenstück, aber sie öffnet sich. Meine Füße wechseln von flauschig-dreieckigem Teppich auf eiskalten aschgrauen Beton. Mein Hirn wechselt endgültig von detektivisch erschrockener Neugier zu reinem Entsetzen. Ich bin nicht fähig, alles, was im Raum ist, als Ganzes wahrzunehmen, denn täte ich das, würde ich wahrscheinlich auf der Stelle bewusstlos. Mein Blick jagt von Objekt zu Objekt wie bei vielen, hektischen Schnappschüssen.